

Du könntest helfen und darfst nicht

Das zehnköpfige deutsche Paramedic - Team war eine Woche im Einsatz auf Sri Lanka

„Die Menschen vor Ort haben sicher nicht so reagiert, wie man es nach der Katastrophe erwarten würde.“



Im Gepäck ein kleiner schwarzer Buddha. Ein Mitbringsel aus Sri Lanka. Eine Woche waren wir im Hilfseinsatz auf der Insel. Und vielleicht geht es demnächst wieder dort hin. Zusammen mit der Rettungsdienstschule „incentive MED“ im Odenwald, Lehrinstitut für Präklinische Rettungsmedizin in München und der Münchberger Firma „O-R-M-S“, brachen wir eine Woche nach der Flutwelle in das Katastrophengebiet auf. Im Gepäck auch einige Europaletten Hilfsgüter, die spontan von einem Team um A. Hofhansl, Ärzten, Pflegediensten und Firmen für Rettungsdienstbedarf aus Karlsruhe organisiert und zusammengestellt wurden. Sechs Tage sollten wir erkunden, was benötigt wird, um langfristig die Einwohner der Insel wieder medizinisch zu versorgen.

Es wurde vor allem eine Woche mit vielen Hindernissen, aber auch eine Zeit in der das Hilfsteam viel über den tiefen Glauben der Bevölkerung erfahren hat. Sicherlich ist der Großteil der Bevölkerung Buddhistischen Glaubens, es sind jedoch auch Muslime und Christen vertreten.

In Colombo gelandet, mussten wir zuerst einige logistische Dinge klären, die durch mehrere Umstände nicht unbedingt erleichtert wurden. In den ersten zwei Tagen sammelten wir (ein Arzt, neun Paramedics) viele Informationen über die Lage auf der Insel Sri Lanka. Wir trafen uns mit einem Pater der einen Tag zuvor von einer Inselrundreise zurückgekommen ist, einem deutschen Arzt der von Süden hochkam und informierten sich bei Hilfsorganisationen vor Ort über etwaige Einsatzgebiete.

Der Norden und der Osten waren am Schlimmsten betroffen und dort wäre auch noch Akuthilfe nötig gewesen. Doch das Gebiet ist von Rebellen besetzt, eine Reise dorthin fast undenkbar. „Du könntest helfen und darfst nicht.“ Von Ärzten und der neu gegründeten Hilfsorganisation „IMPACT“ gab es weitere Informationen. „Es war kein Chaos, aber recht unorganisiert“, eine staatliche Koordinationsstelle über alle Maßnahmen gab es zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Wir standen schließlich vor mehreren Missionen, entschieden uns letztlich dafür in den Süden Richtung Hambantota zu fahren. Ein weiterer Arzt der die Landessprache spricht und ein Dolmetscher begleiteten das Team auf ihrer Mission. Ohne die Hilfe unserer beiden Dolmetscher hätten wir nur wenig erreichen können. Viele der Einheimischen können nur ihre Muttersprache.

Doch wir hatten ein großes Problem. Unsere Hilfsgüter lagen noch in Frankfurt - vergessen von der Frachtmaschine. Und wenn sie da gewesen wären, hätten wir





sie nicht bekommen. „Zugriff auf die Güter am Flughafen haben neu nur Hilfsorganisationen, die eine Zulassung in dem Land haben.“ Mit der Organisation „IMPACT“ wurde ein Deal geschlossen. Wir nahmen deren Hilfsgüter mit, dafür bekommt IMPAKT die Lieferung der Deutschen, so bald sie eintrifft. Vor allem Antibiotika, Verbandstoffe sowie Schmerzmittel wurden primär benötigt. Mit der Hilfslieferung aus Deutschland kamen zusätzlich Wassertanks, Wasserflaschen und Krankentragen.

Mit zwei Bussen geht es schließlich nach Hambantota. Sieben Stunden Fahrt über die Küstenstraße. Entlang der Strecke wird das Ausmaß der Katastrophe deutlich. „Das ist wie ein Kriegsgebiet. Alles ist kaputt und zertrümmert. Bis zu mehreren Kilometer ins Landesinnere.“ In den übrigen Gebieten läuft das Leben jedoch so gut wie ungestört weiter. Einige Hotels im Hinterland haben bereits wieder den normalen Betrieb aufgenommen.

Bei unserer Ankunft in Hambantota mussten wir feststellen, dass Aufgrund der hohen Letalität in der Stadt das Krankenhaus nur schlecht ausgelastet ist und die Patienten einigermaßen gut versorgt sind. Obwohl die Stadt mit am Schlimmsten zerstört ist, sind auch die Auffanglager in gutem Zustand, und medizinisch durch einheimisches Personal gut versorgt.

Also geht es am nächsten Tag weiter nach Tangalle/Dickwella. In den Flüchtlingscamps unterwegs gibt es für uns dann doch einiges zu tun. Genauso in vielen kleineren Lagern. Rund 550 Patienten versorgten wir in den folgenden drei Tagen.

Vor allem „hausärztliche“ Tätigkeiten übernehmen wir. Viele entzündete kleinere Wunden mussten neu verbunden und gereinigt werden, oft war auch



eine antibiotische Versorgung indiziert. Mit die häufigsten Patienten waren jedoch Mütter mit ihren Kleinkindern. Hier stand neben dem viel verbreiteten Husten hauptsächlich die psychische Betreuung im Vordergrund. Auch Schwangere Frauen konnten durch eine kurze Sonographie beruhigt werden. Notfallmäßig musste nur ein Patient mit hypertensiver Krise behandelt werden, einigen Asthmatikern konnte ambulant sehr gut geholfen werden. Wirklich stressig wird nur das Abzählen von 196 Tabletten Amoxicillin oder das Abfällen der Pulmex-Creme in die kleinen 5 ml Spritzen...



Interessant ist auch das völlige Fehlen von Durchfallerkrankungen. Die sanitäre Situation in den Lagern die wir sahen, war den Umständen Entsprechend sehr gut.

Dramatisch wird es erst, als sich ein junger Ceylonese das Leben nehmen will. Es kann verhindert werden, aber es zeigt die Notwendigkeit von Krisenintervention für die Menschen in den betroffenen Gebieten.

Über einen Plantagenbesitzer werden Schaufeln, Spitzhacken und Essen organisiert. Dadurch veranlassten sie, dass die Bewohner Drainagen anlegen konnten und das Wasser zwischen den Häusern ablaufen kann. Jetzt wollen und müssen alle Überlebenden daran gehen, ihre Dörfer wieder aufzubauen. In einigen Städten und



Dörfern kam schon schweres Gerät in Einsatz, teils durch ausländische Kräfte, teils durch das Militär. Vor allem kleinere Dörfer müssen sich jedoch noch mit Handarbeit behelfen.

Wir merkten aber auch, dass die Einheimischen sehr in ihrem Glauben gefestigt sind. „Die ersten Tage nach der Katastrophe war es wohl schlimm. Aber mittlerweile haben sie es als Schicksal akzeptiert und es geht weiter.“ Rollende Tempel fahren durch die Straßen.

Etwas erschrocken sind wir alle über so manche Ausländer, die auf eigene Faust helfen wollen. „Katastrophen-tourismus“, ist das wohl eher.



Spezielle Hilfsgüter, die wir während unserer Versorgung nicht benötigten, vor allem jede Menge Infusionen sowie chirurgisches Besteck konnten wir an die überaus dankbaren Ärzte der örtlichen Klinik Dickwella übergeben. Dort werden die Patienten auch durch übriggebliebene Konservendosen eine kleine Abwechslung im Speiseplan erleben können.

Doch es geht darum Hilfe zur Selbsthilfe zu bieten. Deshalb wird das Helfer-team vielleicht schon in nächster Zeit wieder, diesmal mit

Fahrzeugen und mehr Personal, in die Region fliegen. Diesmal mit der Landesvereinigung privater Rettungsdienste in Bayern. Mittlerweile hat Sri Lanka offiziell über die Regierung um Hilfe gebeten. Damit wird es vor Ort eine bessere Unterstützung geben. Doch auch die Erfahrung die das Team in der Woche gesammelt hat, wird für ein neues Team von nutzen sein.

Zum Schluss möchten wir uns noch einmal alle herzlich bei jedem Einzelnen Bedanken, der durch jede noch so kleine Spende, sein persönliches Arbeitsangebot oder durch aufmunternde und anerkennende Emails unsere Arbeit ermöglicht und unterstützt hat.

Verena, Eli, Uli, Andreas, Matthias, Jochen, Robert, Tobias, Marco, Rainer

